



Nr. 5.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1928.

Achtern Knid.

Von Franz Fromme.

Achtern Knid is good sitten to Maientied
 inner Spillboom und Sleedorn und Hasselwied,
 wenn dat Korn noch waagt, wenn de Rohblomen blöht
 un ut Busch un Blom rüdt de Mai so söd!
 Un mennig een,
 de sitt nich alleen
 un is doch hell fro, wenn nümmes em kann seen.

Achtern Knid is good slapen to Summertied,
 denn blöht de roden Rosen so blieð
 un der blage Treems in dat gele Noorn!
 Un du söcht die een Flag, wo dat löl is, na Noorn.
 Dar slap du man to
 un dröm un wees fro,
 datt du hier nicks to doon hest mit Stried un Hallol

Achtern Knid is good austen to Harstentied:
 Dever Koppel un Dreesch seegt de Westenwind wieð!
 Daar rüdt nu keen Rosen, bloots Stoppeln statts Noorn
 un plüdt Hagebutten, denn rittst di an Doorn!
 Un ittst di doch satt
 an de Brummelbeeren swatt,
 un dien Finger de blöht un dien Föt ward so natt!

Achtern Knid wüllt du slapen to Wintertied?
 Och, de Ofenwind wait und de Sünne staid so fied!
 Büst mö van dat Wannern, un narns is dat warm,
 büst old, hest genooß van de Welt un ehr Larm.
 Daar liggst nu alleen
 achter Spillboom un Sleen
 un slöppst tiefen weg, un an die denkt keen een.

N. Zd.

Aus den Anfängen des Bremerhavener Zeitungswesens.

Von Diedrich Steilen (Bremen).

Die Kunde von der Leipziger Völkerschlacht drang erst am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt bis zur Weier. Dieser eine Satz kennzeichnet zur Genüge den Nachrichtendienst vor hundert Jahren, als es weder Bahn noch Flugpost, keinen Fernsprecher und Rundfunk gab und Boten und Reiter eigentlich das Schnellste waren, was man sich überhaupt denken konnte. Genau so kümmerlich wie der Nachrichtendienst in die Ferne war auch die örtliche Bekanntgabe. Was der Pastor am Sonntag nicht von der Kanzel ablesen wollte oder konnte, mußte eben ausgehängt oder durch Anschlag verbreitet werden. Und die Zeitung? Nun, den Luxus einer Zeitung erlaubten sich nur die großen Städte. In Bremen erschienen, staatlich „concessioniert“, die „Bremer Wöchentlichen Nachrichten“; sie waren auch das Blatt für die Hafenstädte Vegesack und Bremerhaven. Daß die Verbreitung örtlicher Anzeigen aus den Hafenstädten in dem Bremer Blatte nur ein Notbehelf war, lehrt folgende Uebersetzung: Die Anzeige brauchte einen Tag, um nach Bremen zu gelangen, und die fertige Zeitung nicht weniger, um Bremerhaven zu erreichen. Der Mangel eines Lokalblattes mußte um so fühlbarer werden, als die Orte aufblühten.

Als nämlich in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts das wirtschaftliche Leben sich hob, als Handel und Wandel einen merkwürdigen Aufschwung nahmen, entstanden auch in den kleineren Städten, nicht nur Deutschlands, sondern auch der Schweiz und anderer Länder Anzeigenblätter. Bremerhaven, das damals bald 2000 Einwohner zählte, und Vegesack, das bereits das dritte Tausend überschritten hatte, blieben auch

dann noch ohne Zeitung, als viele kleinere Orte, z. B. Delmenhorst mit 1400 Einwohnern, ein Blatt ihr eigen nannten. Der Grund lag beim Bremer Senat, der allen Buchdruckern, so oft sie um die Erlaubnis zur Anlage einer Druckerei, zur Herausgabe einer Zeitung nachsuchten, eine abschlägige Antwort erteilte. Aus welchen Gründen, werden wir gleich hören.

Bereits 1834, als Bremerhaven noch nicht einmal zehn Jahre alt war, plante der Bremer Buchdrucker Ernsting, in Vegesack und Bremerhaven eine Buch- und Steindruckerei anzulegen. Ernsting, und nach ihm noch manch anderer, mochte sich sagen, daß der Senat ihm in einer Hafenstadt viel eher die Ausübung seines Gewerbes gestatten würde, als in der Stadt Bremen selbst, wo es bereits Druckereien genug gab. Wenn es dann aber im Senatsbeschlusse heißt, daß dem Gesuche nicht zu willfahren sei, so hatte zwar die zuständige Kommission die Bedürfnisfrage geprüft, kam aber immer zu einem ablehnenden Beschlusse. Man ging von der Ueberszeugung aus, ein Buchdrucker finde in Vegesack oder Bremerhaven kein Auskommen und schlug dem Bittsteller sein Gesuch einfach ab, ohne sich andererseits Gedanken darüber zu machen, was nun aus dem gelernten Buchdrucker werden sollte, dem man den Weg zu seinem Gewerbe verweigerte. Der wahre Grund für die Ablehnung steckte tiefer: es war die Zensur! Obwohl der Zensor seines Amtes mit aller Strenge waltete, gab es noch genug Nachschläge von Hannover oder Preußen — und nun noch gar Druckereien in den entfernt liegenden Hafenstädten! Wer sollte dort alles gehörig unter Zensur halten können? Im Geheimen befürchtete man auch wohl, daß eine Druckerei in den Hafenstädten zu einer Winkelpresse herabsinken könne. All diese Unannehmlichkeiten begegnete man, indem man immer dieselbe Antwort erteilte: daß dem Gesuche nicht zu willfahren sei. Nach Ernsting erhielt sie Feilner und ebenso Lambert.

Aus den Eingaben geht immer wieder hervor, daß es auf die Dauer unhaltbar sei, wenn die Hafenstädte ohne eigenes Anzeigenblatt blieben. Vegesacker Bürger weisen einmal in einem Gesuche darauf hin, daß mit dem Einfinden einer Anzeige über frischen Lachs an die Bremer Nachrichten, dem Druck der Zeitung, mit dem Versand und Verteilen der Blätter soviel Zeit verloren gehe, daß der Lachs darüber längst alt geworden sei. Allmählich ging auch im Senate die Erkenntnis auf, daß solcher Zustand unhaltbar sei. Ueberaus bezeichnend sind da folgende Worte, die Senator Otto Gildemeister, selbst Mitglied der Zensurkommission, zu Anfang der vierziger Jahre unter einem Gesuche schrieb: „Wenn bisher immer so ohne weiteres angenommen ist, daß der Ort (es handelt sich in diesem Falle um Vegesack) keine eigene Buchdruckerei haben dürfte, so ist damit im voraus bereits der Stab gebrochen, und es ist doch letzten Endes nichts anderes als Scheu vor einer unbekannten Größe (Zensur!). Dies Naturgemäße sollte man frei geben und sich nicht abdringen lassen. Wie möchte es überhaupt wohl mit der Gewerbetätigkeit, selbst in unserem Bremen, aussehn, wenn man immer nur das gestatten wollte, wofür sich bereits ein unabweisbares Bedürfnis kund gibt?“ Aber diese Stimme verhallte ungehört; der Senat beharrte auf seinem Standpunkte.

Inzwischen trat nun das ein, worauf Bittsteller bereits früher hingewiesen hatten wenn sie meinten, es sei nicht gut, wirklichen Zeitbedürfnissen auf die Dauer Hindernisse in den Weg zu legen, da diese entweder zerstört oder umgangen werden könnten, wenn nämlich ein solches Blatt auf hannoverschem Boden erschiene, wodurch der Wunsch der Bittsteller nur halb erreicht und der bremischen Behörde jede Kontrolle entzogen würde. Und gleichsam als Beweis heißt es in einer Vegesacker Eingabe vom 31. Oktober 1842: „Im hannoverschen Amte Lehe, nahe bei Bremerhaven, hat der Buchdrucker Lambert ein solches Wochenblatt etablirt, nachdem er vergeblich mehrmals darum nachgesucht haben soll, in Bremerhaven selbst die Erlaubnis zur Anlage eines solchen Blattes zu erhalten. Daß dieses Blatt nur für Bremerhaven bestimmt ist und der Name Bremerleher wöchentliche Anzeigen nur eine Umgehung der ihm von Bremen aus verweigerten Erlaubnis in sich schließt, geht daraus hervor, daß unter zwanzig Inferaten kaum ein einziges zu finden ist, welches nicht aus Bremerhaven stammt.“ Diese Zeitung hieß übrigens genau: „Wöchentliche Anzeigen für Lehe, Umgegend und Land Wursten“, nannte sich jedoch

später „Der Mittheiler an der Unterweser“. Es ist gewiß merkwürdig genug und aus den umrissenen Umständen zu erklären, daß die erste Bremerhavener Zeitung nicht im Orte selbst erscheinen durfte. Und dabei konnte der Inhalt wirklich nicht aufregen. Ueber politische Dinge schwieg man sich ganz aus. Außer Bekanntmachungen der Behörden, Anzeigen und Schiffsnachrichten wurde Unterhaltendes geboten.

Wie sehr Paul Friedrich Lambert in dessen nach Bremerhaven schaute, geht daraus hervor, daß er dahin übersiedelte, sobald es ihm nur möglich war. Als die Frühlingswehen des Jahres 1848 die Zensur hinwegjagten, fiel die trennende Schranke. Wir hören dann wieder von Lambert gegen Ende des Jahres 1855, als in Verfolg des Preßgesetzes vom 17. November von Zeitungen politischen Inhaltes eine Kautionsverlangung wurde. Lambert erklärte damals, daß er nicht in der Lage sei, eine Sicherheit zu stellen. Weil er aber sich durch Revers verpflichtete, sich aller politischen und sozialen Besprechungen zu enthalten, ermächtigte der Senat das Amt Bremerhaven, das Forterscheinen des Blattes ohne Kautionsleistung zu gestatten. Sinegen geht aus dem Senatsprotokoll hervor, daß für das „Correspondenzblatt für Bremerhaven“, das L. v. Bangerow seit dem 1. Februar 1856 erscheinen ließ, 500 Taler hinterlegt wurden.

Mit der Zeit mußte Lambert einsehen, daß eine Zeitung ohne politische Nachrichten in der Bevölkerung keinen Anklang mehr fand. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen „Mittheiler an der Unterweser“ in ein politisches „Volksblatt an der Nordsee“ zu wandeln; er bot dafür im November 1861 die vorgeschriebenen 500 Taler in Brem. Staatsschuld-scheinen als Sicherheit an.

In einer Sammlung des Bremer Staatsarchivs, enthaltend alle am 1. Februar 1872 oder kurz davor im bremischen Staate erschienenen Zeitungen, veranlaßt vom Großbritannischen Konsul Ward für die große internationale Ausstellung in London 1872, befindet sich keine Zeitung aus Bremerhaven mehr. Das Correspondenz- oder Wochenblatt war wegen einer von Bremen erhobenen Zeitungssteuer nach dem preussischen Geseßmünde abgewandert, die Lambertische Druckerei aber ein Raub der Flammen geworden.

Die dänischen Einfälle und die Verpfändung des Amtes Bederkesa.

61. Mit dem Jahre 1657 wurde Bremen-Verden auch in den Strudel des nordischen Erbfolgekrieges (1655—1660) gerissen. Friedrich III. von Dänemark erklärte Karl Gustav am 1. Juni den Krieg, als er die Schweden in Polen gefesselt glaubte. Sein vornehmstes Ziel war die Erwerbung Bremen-Verdens, das er bereits als früherer Erzbischof besessen hatte. Von zwei Seiten, zu Wasser und zu Lande, rückte der Däne ins Bremische. Reichsmarschall Wille gelange über Glückstadt und Neuhaus nach Bremerbörde, das er am 9. Juli stürmte, und dänische Kriegsschiffe zerstörten etwa zur selben Zeit die Geestendorfer und Leher Schanzen. Schweden, das von allen Seiten hart bedrängt war, brachte trotzdem sofort ein Heer unter Führung des Generalfeldmarschalls Grafen Wrangel auf die Weine, um das verlorene Herzogtum zurückzugewinnen. Karl Gustav überließ dem Großen Kurfürsten den Kampf gegen Polen und warf sich selbst mit aller Macht gegen die Dänen, er persönlich in Dänemark, Wrangel in Bremen-Verden. Der kam in letzter Stunde. Nur Stade noch widerstand den Dänen, Bremerbörde hielt der Generalmajor Eggerich Johann Lübbe. (Wiebald, Jahrb. d. M. v. M. 20, S. 8 ff.)

In Bremen regten sich Stimmen, die die Gelegenheit, sich des Amtes Bederkesa wieder zu bemächtigen, laut empfahlen. Die Stunde schien günstig. Der dänische Gesandte in Bremen, Legation Helms, ging in seinem Entgegenkommen so weit, daß er die Rückgabe der Herrschaft Bederkesa aus den Händen der Dänen in sichere Aussicht stellte. (v. Bippen, III, S. 106.) Da legte Wrangel alle Pläne und Hoffnungen, die auch unter der Bevölkerung zu den Dänen hinübergeleitet waren, wie dürres Laub aus dem Wege. Lehe fiel am 2. August 1657 wieder in schwedische Hand (Schroder, S. 464). Nur Bremerbörde hielt sich noch tapfer gegen jeden schwedischen Versuch, die Festung zu nehmen. Schloß Bederkesa hatte in diesem schnellen Wechsel des Kriegsglücks keine Bedeutung gespielt, es war noch drei Jahre später kaum wieder verteidigungsfähig. Die Verwaltung der Herzogtümer in Stade bemühte sich, den etwa entstandenen Schaden der Besetzung zu beseitigen, die Schanzen wieder in Verteidigungszustand zu setzen und die Amtleute mit neuen Instruktionen zu versehen. Ungeheuer erschwert wurden alle diese Bemühungen, solange Lübbe noch in Bremerbörde stand. Er hielt die Stadt noch bis Ende Juni 1658 und versuchte mit Glück, der schwedischen Regierung seine Anwesenheit andauernd in Erinnerung zu bringen. Das sollte besonders empfindlich der Amtmann Nagel aus Bederkesa erfahren. Anfang Januar 1658 hatte die Regierung in Stade alle Amtleute zu sich befohlen. Nagel bricht in Gesellschaft seines Amtsschreibers und einiger anderer Herren auf. Eines Abends gelangen sie bis Scheeßel, um dort zu übernachten. Mitten in der Nacht überfällt eine „Reuter-Partei“ die Reisegesellschaft und nimmt den Amtmann gefangen, den Wirt und des Amtmanns Diener müssen dabei ihr Leben lassen. Den Urheber dieses Streiches erkannte Nagel am anderen Tage, als der Generalmajor Lübbe, Wurster Kind und jetzt Befehlshaber zu Bremerbörde in dänischen Diensten, ihm eröffnet, er sei in Schloß Börde sein Gefangener und habe eine „rancon von 1000 Rthl.“ zu zahlen. Darob jammert und klagt der Amtmann und teilt tiefbetrübt auch der Stader Regierung sein Unglück mit. Sein Vermögen sei so gering, daß schon „200 Rthl. die ganze Substanz dermaßen ruiniert, daß ich mit meinem armen Weib und Kindern absonderlich in dieser beschwerlichen Kriegszeit in das äußerste Verderben komme“. Nachdem er dann eine Kautionsleistung von 400 Rthl. stellte entließ ihn Lübbe am 3. Februar. Seine Verlustrechnung, die er baldigt in Stade überreichte, zählt u. a. an drei Pferden mit Sattelzeug, Pistolen und Karabinern, zerrißener

Kleidung und Unkosten für des Dieners Begräbnis eine Gesamtsumme von 672 Rthl. auf. (St. A. H. Des. 105 a, Fach 375, Nr. 16.)

Das war ohne Frage nur ein geringfügiges Zwischenspiel, bedeutete aber für das Amt ein Vorzeichen schlimmerer Tage. Trotz des Friedens von Roskilde (Februar 1658) eröffnete der Schwedenkönig den Krieg gegen Dänemark von neuem, diesmal unter ungünstigeren Zeichen als das erste Mal. Da der Kriegsschauplatz durch das Eingreifen des Großen Kurfürsten für Dänemark sich in Schleswig-Holstein immer weiter nach Norden verschob, lag ein erneuter Einfall der Dänen in Bremen-Verden, so sehr die Schweden ihn auch befürchteten, nicht im Bereich der Wahrscheinlichkeit. Das änderte sich, als der Brandenburger sich im Juli-August 1659 nach Pommern begab, um nun endlich auch das eigene Kriegsziel militärisch zu besitzen. Dänische Parteien überquerten wieder die Elbe und streiften im Bremischen umher, besonders seitdem die Schweden im November 1659 bei Nyborg entscheidend geschlagen worden waren. Eine dieser Streifzugparteien nahm auch den Flecken hart mit. Am 7. November ritt ein Trupp dänischer Soldaten in den Flecken, der schon ohnehin in den letzten beiden Jahren an Einquartierung schwer gelitten hatte. Auch der große Brand von 1654 war noch nicht verschwunden. Es war die Absicht der Dänen, den Amtmann Nagel zum zweiten Mal gefangen zu nehmen. Er wurde aber rechtzeitig gewarnt und hatte sich in Sicherheit gebracht. Aus Rache hausten die Dänen übel im Flecken. Hausrat wurde zerstört, Kleidung geraubt, Bier und Brantwein „ausgeschüttet oder ausgepfiffen“. Am schwersten litt der Bürgermeister Gerdt Hansen, der allein für sich eine Schadenersatzklage von über 104 Rthl. aufstellte. In zwar etwas überschwenglichen Ausdrücken glauben die Einwohner, daß sie „so schwer übergegangen, daß sie es die Lage ihres Lebens nicht werden verschmerzen, ja, der erlittenen Schaden und Verlust ist nicht mit 3000 Rthl. zu bezahlen“. Im Amtshaus suchten die Dänen vor allem nach der Kontribution. Jedoch der Amtmann hatte sie mit sich genommen. Mit dem Befehl an die Fleckensleute, die Kontribution so bald wie möglich nach Glückstadt, dem Sitz der dänischen Regierung für Schleswig-Holstein, zu schaffen, entwichen die rauen Gefellen endlich wieder. Vier angesehene Bürger mußten als Geiseln mitreisen, und Nacht für Nacht lebten die Einwohner in Angst, die Dänen könnten zurückkehren und die Kontribution holen. Die schwedische Regierung sah ein, daß dem „armfälligen Ort“, in dem „die Armut so groß und die Not so schwer“ drückte, „umß Volk und Volkes willen“ die schwere Last der monatlichen Kontribution für einige Zeit erlassen werden müsse. (St. A. H. a. a. D. Nr. 25.) Hans Christoph Nagel verwendete sich wiederholt für die Einwohner. Er wußte ihre Leiden wohl einzuschätzen, weil er sie am eigenen Leibe hart spürte.

Der letzte Kriegswinter von 1659 auf 1660 bildete nicht nur für den Flecken Bederkesa, sondern auch für das ganze Amt eine Leidenszeit, die aus mancher Lage erschreckend deutlich zutage trat. Den Schweden kam nach wie vor alles darauf an, zahlungsfähige Untertanen zu behalten, zumal der Krieg seit 1655 ungeheure Gelder verschlang. Die Kontribution erhöhte sich von Jahr zu Jahr. Wenn die Regierung sich jetzt herbeilehnte, nicht nur dem Flecken Bederkesa, sondern auch einer anderen Gemeinde im Amt auf längere oder kürzere Zeit diese Grundsteuer zu erlassen, so genügt der Beweis vor allen Klagen der Einwohner selbst, die traurige wirtschaftliche Lage als wirklich vorhanden zu kennzeichnen. Es kamen mehrere Ursachen dafür zusammen. Der Sommer 1659 hatte eine ungemein schlechte Ernte geliefert. Viele Meyer schuldeten den Zins. Noch im Dezember vermochten manche Landleute die Kontribution vom August nicht zu bezahlen. Truppendurchzüge waren an der Tagesordnung, und jeder Durchmarsch bedeutete neue Lasten und neue Arbeitsleistungen. Besonders übel erging es der Börde Dehstedt, die ihrer Lage zufolge von allen Truppen, die zur Wefermündung eilten, durchgezogen wurde. Oft genug verharren sie tage- und wochenlang in den Dörfern. Da sich in Land Wursten eine starke Jüngerung zu Dänemark bemerkbar machte, befürchtete man von hier aus Ueberfälle dänischer Streiftruppen. Deshalb verhielten sich die Wurster auch sehr lässig in Erfüllung ihrer Pflichten bei den Truppenverschiebungen. Im Dezember 1659 wollte der Major v. d. Lippe aus Land Wursten wieder nach Stade aufbrechen, wozu Wurster und eingeseffene der Börde Dehstedt durch Fahren des Troßes (Magazins) helfen sollten. Das Magazin bestand aus 40 Wagen. Die Wurster entschuldigten sich damit, daß sie wegen des Eises nicht aus dem Lande fahren könnten, trotzdem die Geesbeiwöner „Mit (eigenen) Augen sehen müssen, daß sie ganze Wagen voll aus dem Lande herausgeführt und uns vor der Nase niedergeworfen und geschwind wiederum davongejaget, ehe man sie einmal zur Rede stellen könne“. Es blieb den Dehstedtern nicht anderes übrig, sie mußten sämtliche 40 Wagen nach Stade befördern und erhielten eine geringe Entschädigung für den unfreiwillig übernommenen Wurster Anteil erst nach vielen Bemühungen. (St. A. H. a. a. D. Nr. 4 u. Wiebald a. a. D.)

Vermehrt wurden diese Lasten gerade für das Amt Bederkesa noch durch die eifrige Arbeit der Leher an den Schanzen, die die Schweden fortgesetzt antrieben. Immer wieder läßt der Amtmann den einzelnen Bürgern neue Ausschreibungen über Anlieferungen aller Art Materialien überbringen, die allerdings von „Königl. Kammer nach billigem Preise gut gethan und bezahlt werden“ sollten, die aber trotzdem immer neue Klagen laut werden lassen. 1656, als der Krieg mit Dänemark und damit auch ein Angriff auf die Schanzen drohte, erreichten die Lieferungen einen gewissen Höhepunkt. Im Frühjahr werden Pfähle, Busch und Bäume angefahren und im Oktober soll das Amt Brennmaterial für ein ganzes Vierteljahr beschaffen. Unter harter Strafbefehl verweist Nagel den Börde v. Garsten Edebohl in Dehstedt auf seine Pflicht, die Wagen zu mustern, die von Drangstedt gesammelt zur Leher Schanze rollen. Es sind 70 an der Zahl, beladen mit Holz, Torf, Balustraden, Bohlen und Bäumen. Die Rechnung des Jahres schließt mit einer Gesamtsumme von 725 Rthl. 12 Groten für das Amt ab. (a. a. D. Nr. 2.) Die zweimalige Eroberung im Jahre 1657 erhöhte die Forderungen noch. Es mußten nun auch Arbeitskräfte gestellt werden, die auf-

bauen helfen sollten. Das Amt Bederkesa entsandte dazu noch in diesem Jahre 25 Mann. (Schröder, S. 466.) In den folgenden Jahren bis 1660 finden diese Sonderabgaben und Arbeitsleistungen kein Ende. Es waren schwere Zeiten, die jedem einzelnen zum Bewußtsein brachten, daß er Untertan einer fremden Macht war, die durch fortdauernde Kriege den im 30jährigen Kriege erworbenen Besitzstand zu festigen und noch zu erweitern sich bemüht war. Erst mit dem Friedensschluß von Oliva (3. Mai 1660), den Schweden kurz nach dem Tode Karl X. Gustav eingehen mußte, schwand die Gefahr der täglichen Ueberfälle, schien aber auch die Aussicht zu schwinden, je einmal wieder in den Mutter Schoß Bremen zurückzukehren. Noch im Sommer 1658 hatte die Stadt eine Gesandtschaft nach Karl-Gustav geschickt, die u. a. auch auf die Rückgabe Bederkesas bedacht sein wollte. Der König hatte sie schroff abgewiesen. Das Amt blieb schwedisch. Die Erlebnisse der ersten sechs Jahre waren nicht darnach angetan, den einzelnen Einwohner mit der Regierung zu befreundeten. Wenn wir oben mitteilen konnten, daß das Amt Bederkesa mit Ausnahme von Drittgeest davon verschont blieb, in Einzelschenkungen zerteilt zu werden, so wandte sich das Blatt nach Beendigung des nordischen Krieges ganz gewaltig. Das ganze Amt geriet in seinen Personaleinkünften in private Hand, und zwar in die des ersten Gouverneurs der Herzogtümer Bremen-Verden, des Eroberers der Burg Bederkesa und weltbekannten Kriegsmannes Hans Christoph von Königsmark. Allerdings gelangte das Amt nicht wie ehemals das Klosteramt Neuenwalde als Schenkung in seinen Besitz. Diese Art von Verschwendung von Reichsgut hatte schon seit der Abdankung Christinens fast ganz aufgehört. Dem Grafen ist das Amt Bederkesa verpfändet worden für einen „Pfandschilling von 40 000 Rthl. Aus gewisser Ursache.“ (Bratje A. u. N. Bd. 3, S. 306. — St. A. H. Des 105 a, Fach 375, Nr. 82.) Leider ist der darüber am 4. Dezember 1661 angefertigte Konzeptionsbrief mir bisher nicht bekannt geworden. Die Ursache dieser Verpfändung wird man in dem übergroßen Geldmangel zu suchen haben, in den die schwedische Regierung durch die fünf langen nicht immer glücklichen Kriegsjahre geraten war. Königsmark war wohl der Mann, der diese für damalige Verhältnisse gewaltige Summe hergeben konnte. Schon befah er als Schenkung von der Königin Christine Schloß Rotenburg und Amt Neuhaus a. d. Oste, von Bippen nennt ihn daher einen der „reichsten Männer des Reiches“. Nun verhandelte er mit Erfolg mit der Vormundschaft des jungen Königs Karl XI., der Königin-Witwe Hedwig Eleonora, die den Amtmann in Bederkesa unter dem 12. April 1662 anweist, den Grafen „in die possession zu immittieren“ und dabei „ein richtig Inventarium“ nehmen zu lassen. Die Durchführung der Sachaufnahme und der Einkunftsverzeichnisse wurde dem Regierungs- und Kanzleirat Dr. Nikolaus von Höpfen, Geschworenen am königl. schwedischen Ober-Appellationsgericht zu Wismar, übertragen. Dieser eingehende Bericht ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich und bedeutend.

Er fand das Schloß in einem durchaus unwürdigen Zustande vor. Seit der Beschließung von 1654 war nur das Notwendigste wieder in Ordnung gebracht. Von einem Verteidigungszustand konnte keine Rede sein. In den meisten Zimmern und Sälen fand man die Fenster zerbrochen, mitunter mehr als die Hälfte. An Hausrat waren nicht viel mehr als Tische und Stühle zu finden. Der Bericht zählt folgende Räume und Baulichkeiten auf, ohne ihre genaue Lage zu bestimmen: die Drosienstube mit zwei Nebenkammern, Gang vor dem Saal, großer Saal, die Bürgermeisterrammer mit drei Nebenzimmern, ein großer Boden über dem Saal, ein hoher Turm, Stallgebäude mit Nebengelassen, eine Soldatenkammer, ein Backhaus, die Amtsstube, die Küche, Gefindestube, Hof- oder Amtsstube, Keller, Gerichtsstube.

Es war dem Grafen nicht lange vergönnt, das Amt zu verwalten und Gewinn aus dem Pfand zu ziehen. Er starb am 26. Februar 1663 in Stockholm. Das Amt blieb selbstverständlich auch weiterhin im Pfandbesitz seiner Familie. Die Gemahlin des Verstorbenen hatte später in schweren Kriegzeiten Gelegenheit genug, ihre Fürsorge für die Einwohner zu betätigen.

Ad. Krönke (Ringstedt).

Das Geburtsjahr des Historikers Heinr. Luden.

Das Konversationslexikon ebenso die „Allgemeine deutsche Biographie“ gibt als Geburtsjahr des berühmten Historikers Heinrich Luden das Jahr 1780 an. In der Liste der Geborenen und Gestorbenen, Jahrgang 1780 des Vogstedter Kirchenbuches ist aber ein Heinrich Luden nicht verzeichnet. Ich habe vergebens das Kirchenbuch des vorbezeichneten Jahrganges durchsucht. Wiewohl noch die eine Möglichkeit, daß Luden vor 1780 geboren ist. Die Jahrgänge der Vogstedter Kirchenbücher vor 1780 fehlten aber im Kirchenarchiv, da die Kirchenbücher bei dem Brande des Pfarrhauses in der Nacht zum 21. Juli 1859 ein Raub der Flammen geworden sind. Nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten bei der Beschaffung von beglaubigten Abschriften der Kirchenbücher, nach umfangreichem Schriftwechsel mit der Regierung und mit dem Konsistorium in Stade gelang es endlich, in den Besitz von 36 Jahrgängen von 1715 an — die übrigen 29 fehlenden sind verloren gegangen — zu gelangen. Da fand sich denn im Jahrgange 1778 die Eintragung der Geburt unseres Heinrich Luden, der am 10. April dieses Jahres geboren und am 12 d. M. auf den Namen Hinrich getauft ist. Auf eine diesbezügliche Benachrichtigung an das Bibliographische Institut F. A. Brockhaus in Leipzig, den Verleger des Brockhaus'schen Konversationslexikons erhielt ich untern 27. Mai 1898 folgende Antwort:

„In allen Quellen der Redaktion, besonders auch in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ ist als Geburtsjahr Heinrich Ludens 1780 angegeben. Demnach kann die Angabe im dortigen Kirchenbuche 1778 richtig sein, wenn nur der betreffende Heinrich Luden wirklich der Historiker ist. Der Artikel „Luden“ geht schon durch viele Auflagen des Konversationslexikons und wahrscheinlich hat dieser selbst seinerzeit das Material geliefert. Das schließt aber Irrtümer durchaus nicht aus, wie die Redaktion in mehreren Fällen erfahren hat.“

In der nächsten Auflage von Brockhaus Konversationslexikon ist dann auch 1778 als das Geburtsjahr Ludens angegeben. Am 10. April waren also 150 Jahre seit der Geburt dieses berühmten Vogstedters verflossen. Inbezug auf sein Leben und Wirken und seine Bedeutung verweise ich auf Franz Herrmann, „Die Geschichtsauffassung Heinrich Ludens im Lichte der gleichzeitigen geschichtsphilosophischen Strömungen“. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, ferner auf die akademische Festschrift, gehalten in der Aula zu Jena am 12. Juni 1880 zur hundertjährigen Gedächtnisfeier Ludens von Professor Dr. Schäfer, ferner auf den Artikel „Ein Kämpfer für Kaiser und Reich“, dem hundertjährigen Geburtsfest desselben gewidmet von Friedrich Hofmann in der „Gartenlaube“.

Der im Geburts- und Taufregister von 1778 eingetragene Vorname „Hinrich“ ist, wie Professor Dr. Karl Credner in Brandenburg, ein Nachkomme Ludens, schreibt, die plattdeutsche Form von „Heinrich“ und kann Bedenken nicht veranlassen.

H. (Vogstedt).

Zwei niederdeutsche Frühlingslieder.

Kirschblüte bei Nacht.

Ich sah mit betrachtendem Gemüte
Jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte,
In kühler Nacht beim Mondenschein;
Ich glaubt, es könne nichts von größerer Weiße sein.
Es schien, ob war ein Schnee gefallen;
Ein jeder, auch der kleinste Ast,
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weißen runden Ballen.
Es ist kein Schwan so weiß, da nämlich jedes Blatt,
Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und ohne Schwärze hat.
Unmöglich, dacht ich, kann auf Erden
Was Weißeres angetroffen werden.
Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieses Baumes gehe,
Sah ich von ungefähr
Durch alle Blumen in die Höhe,
Und ward noch einen weichern Schein,
Der tausendmal so weiß, der tausendmal so klar,
Fast drüber halb erlaucht, gewahr.
Der Blüte Schnee schien schwarz zu sein
Bei diesem weißen Glanz. Es fiel mir ins Gesicht
Von einem hellen Stern, ein weißes Licht,
Das mir recht in die Seele strahlte.
Wie sehr ich mich am Irdischen ergöße,
Dachte ich, hat Gott dennoch weit größere Schätze.
Die größte Schönheit dieser Erden
Kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden.

Barthold Heinrich Brockes (Hamburg) 1680—1747.

Frühlingslied.

Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühen
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt,
Und malt sich täglich bunter.
Drum komme, wenn der Mai gefällt,
Und freue dich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

Ludewig Heinrich Christoph Hölty (Mariensee b. Hann.) 1748—1776.

Heimat-Ausstellung Barelser Altertümer.

G. Der Grundgedanke, den Sinn für die Pflege heimatlicher Kunst zu heben und zu zeigen, daß auch Barel eine Vergangenheit hat und Schätze aus alter Zeit aufweist, die in Verbindung stehen zu den einzelnen, verfolgten noch den weiteren Zweck: ein Heimatmuseum in Barel entstehen zu lassen. Und man muß von vornherein betonen, daß der Anfang vielversprechend ist, wurde doch manches wertvolle Altertumsstück, Hausgerät, Andenken usw. aus Urbäters Zeiten hervorgeholt und zum Teil schon dem Heimatmuseum überantwortet.

In sinnemäßiger Weise ist die Ausstellung in verschiedene Abteilungen gegliedert. Die Wände zieren antikes, schweres Möbel, Truhen und Schränke, sowie Büfett, während auf Tischen die sich im Privatbesitz befindlichen Haushaltungsgegenstände, Maße, Waagen, Schnitzwerke usw. befinden. Die in reicher Zahl vorhandenen alten Gemälde sind an gezogenen Wänden bestens zur Geltung gebracht. Links am Eingang sesselt uns ein gewaltiger Schrank, der im Gegensatz zu gleichen Stücken aus jener Zeit nicht sehr verziert ist. Neben ihm steht eine Truhe, die wieder reiche Schnitzereien aufweist. Das ebenfalls reich geschnitzte Büfett enthält die in jener Zeit üblichen Zinngefäße, Teller, Kannen usw. Doch wenden wir unseren Blick auf den Tisch. Hier finden wir zunächst eine große Anzahl Reliefs, feine und zierliche Porträts. Die sauberere Arbeit ist bewundernswert. Man konnte allerdings nicht genau feststellen, aus welcher Zeit diese sehr wertvolle Sammlung stammt. Weiter beobachten wir eine zierliche Goldwaage, zwar recht primitiv gefertigt, aber doch sinnig hergestellt, daß man schließen muß, daß diese Waage das Feingold in die gestellt, daß man schließen muß, daß diese Waage das Feingold in die

zifizierte Briefwaage verdient Erwähnung. Manchen Handwerker interessierte gewiß ein großer Hammer mit dem Bentinschen Namenszug. Einige Münzpressen erregen besondere Beachtung. Diese Münzpressen entstammen nämlich jener Zeit, in der die Gräfliche Herrschaft 10 Thaler Gold, 5 Thaler Gold und 2½ Thaler Gold herstellen ließ. Die Pressen sind ein Kuriosum, war doch zu jener Zeit die Ausgabe eigenen Geldes den Grafschaften verboten. Eine gleiche Münzpresse niederen Wertes muß ebenfalls noch in Privathänden sein. Durch die Herbeischaffung dieser fehlenden Münzpressen wäre die Sammlung vollständig. Erfreulich ist, daß die gefundenen drei Münzpressen dem Heimatmuseum geschenkt wurden.

Reichhaltig ist die Porzellausstellung, und zwar stammend aus dem früheren Schloß. Man erkennt auch hier die außerordentlich feine Tönung der Schüsseln, Teller, Tassen und ist erstaunt über die Kunst von damals. Die antiken Leuchter, die primitiven Dellampen und sonstige Gerätschaften zeigen den praktischen Sinn früherer Zeiten in Ermangelung der Elektrizität. Spinnrad und Flachshebel aus dem Jahre 1794 sind Wahrzeichen der Spinnkunst. Ein Gobelin aus dem Schloß diente als Ofenschirm. Als ein Prachtstück des Tischlerhandwerks vergangener Zeiten erweist sich ein „Sekretär“ der Gräflin Bentinschen Kanzlei. Die vielen kleinen Einzelfächer, die dieser „Sekretär“ aufweist, deuten an, daß man früher Registernakken oder ähnliches scheinbar nicht kannte. Und nun wird unser Blick gefesselt von verschiedenen alten Bildern aus dem Schloß und von Vareler Bürgern. Die Grafen Bentind, Anton I. und Anton II., die letzte Tochter Anton II., Charlotte Sophie, die sich mit dem holländischen Grafen Bentind vermählte, ein wunderbares Relief der Sarah Margarete Gerdes, ferner Zeichnungen, so der Vareler Ausrufer Martens, sind aus dem Versteck hervorgeholt und zur Ausstellung gebracht.

Reichhaltig ist auch die Abteilung der Wahrzeichen von Innungen und dem Handwerk. So ist die alte Fahne der Schlachterinnung von 1732 aufgestellt mit dem gemalten Innungswappen (ein mächtiger Ochsenkopf mit Krone). Die Fahne des Vareler Schützenvereins aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, zermürbt, beweist, daß schon damals dem edlen Schießsport eifrigst gehuldigt sein muß. Das Wappen der Weberinnung Barel erinnert an die Glanzzeit dieses Gewerbetriebes im nördlichen Oldenburg. Die großen alten Siegel der Innungen erinnern an ihre Kunstmacht. Die Bundeslade der Schnit- und Schlosserinnung ist mit einem fein gearbeiteten Beschlag verziert. Die vielen Wanderbücher, Meisterbriefe, (so besonders des bürgerlichen Zimmergewerbes), Lehrbriefe, weiter die Wirtschaftskonzessionen (über 200 Jahre alt), geben Kunde von früheren Gebräuchen.

Aus dem Staatsarchiv sind sehr viele Urkunden erhalten, und zwar bis ins 17. Jahrhundert zurück. Sehr interessant ist eine in vier Sprachen ausgefertigte Urkunde der freien Herrschaft Knypphausen über die Ertteilung von Seepässen an Schiffsführer. Diese Sammlung ist sehr umfangreich. Zur schließen sich alte Chroniken, Pläne und Karten, sowie ein Atlas von 1733, ferner eine Karte Dittons Varelensis an, weiter eine Ansicht aus den Entstehungsjahren des Nordseebades Dangast, ein Bild des ersten Dampfschiffes der Jadeverbindung. Die Druckkunst stand damals auch in Barel auf beachtlicher Höhe. Sehr interessant ist ein Kassenschein aus dem Jahre 1841, der beweist, daß man in jener Zeit von privater Seite ähnlich wie in der Inflationszeit sich mit Notgeld aushalf, wie dies z. B. die Firma M. A. Schwabe 1841 tat, die einen Kassenschein herstellen ließ, auf dem es hieß: Die Firma zahlt gegen den Schein einen holländischen Gulden und nimmt einen für 6 Grote Oldenburgische Courant in Zahlung.

Eine weitere Abteilung gibt Zeugnis von der früheren Gestalt unserer Waffen. Zunächst finden wir einige Uniformröcke, recht bunt. Ein mächtiger Helm, getragen vom Grafen Bentind, mutet für heutige Verhältnisse etwas komisch an. Ein Steinschloßgewehr aus der Burg Knypphausen, wuchtige trumme Säbel, einer aus der Befreiungszeit mit der langen Offiziersknaute, Degen, Pistolen usw. sind Zeugen früherer Waffengewalt.

In einer nächsten Abteilung finden wir zierliche seidene Hauben. Ferner niedliche zusammenlegbare Sonnenschirme. Weiter seidene Kleider, Stoffe, Deden u. a. Ein schwerer seidener Unterrock wurde von einer praktischen Hausfrau aus den Tapeten des Gräflichen Schlosses hergestellt. Die Herren der Schöpfung damaliger Zeit frohten auch schon dem Kartenspiel, ein altes Spiel, geziert mit Bildnissen aus der Franzosenzeit, erinnert daran. Die Ulmer Tabakspfeife ist noch außerordentlich gut erhalten. Aber noch andere recht kunstvolle Arbeiten beweisen die Geschicklichkeit jener Zeit. So sehen wir eine Uhr, deren Gehäuse kunstvoll aus Horn gefügt ist. Ferner einen Barometer reich verziert mit Handmalereien.

Die kirchlichen Altertümer sind in einem besonderen Raum untergebracht. Sie sollen einen Anfang bilden zu dem Vareler Heimatmuseum. Zunächst interessieren die Gebrauchsgegenstände aus dem Waisenhaus. So sehen wir auf einem kleinen Tisch mit Aufsatz verschiedene Gesangbücher von 1714, die Graf Anton II. den Waisenkindern stiftete, und die einen Silberbeschlag aufweisen. Dann ist eine große Glocke vorhanden aus dem Jahre 1745, ebenfalls aus dem Waisenhaus, mit der die Kinder zu Essenszeiten und dergleichen zusammengerufen wurden. Eine kunstvoll geschnitzte Türpfoste wurde auf dem Boden des Waisenhauses entdeckt und den Besuchern zugänglich gemacht. An kirchlichen Geräten finden wir eine silberne Hostiendose von 1687, einen Kelch von 1693, zwei weitere Kelche von 1755, Leuchter und Weinranken vom Grafen Bentind der Kirche gestiftet. Das älteste Kirchenbuch (1676), eine Kirchenrechnung von 1668, ein französischer Adresskalender (Barel war bekanntlich zu jener Zeit befehzt), Geburtsurkunden usw. bereichern die Ausstellung.

In der bereits kurz erwähnten Ausstellung der Gesellschaft für Familienkunde liegen in schematischen Skizzen und Vordrucken alle denkbaren Formen genealogischer Aufzeichnungen. Wertvoll sind z. B. die Muster-

drucke der „Deutschen Geschlechterbücher“, von denen bereits 56 dicke Bände erschienen sind. Diese und andere Verzeichnisse geben Hinweise für familiengeschichtliche Arbeiten. Die großen Wandtafeln mit den ausgespannten Flächen der Stammbäume lenken das Auge der Besucher auf sich. In allen möglichen Arten und Techniken sind die Familienverzweigungen zu sehen. Zwischendurch sorgen bunte Wappen für Belebung der Flächen. Diese Wappen sollen Muster sein für die Darstellung bürgerlicher Wappen. Süßlich wirkt das in Messing getriebene Wappen derer von Lindern. Als Kern der Familienkunde und Ziel der Forscher gibt eine Anzahl wohlgefügter gedruckter Familien-Chroniken ein Bild von den Anordnungen.

Bruno Sohm (Barel).

Bauernregeln für Juni.

Wie das Wetter ist am Medardustag, bleibt es sechs Wochen noch danach.

Vor Johannis bitt' um Regen, nachher kommt er ungelegen.

Vor Johannistag man keine Gerste loben mag.

Wenn die Finken vor Sonnenaufgang schreien, so folgt Regen.

Wenn der Kuckuck lang' nach Johannis schreit, ruft er Mißwachs und teure Zeit.

Bücherschau.

* Albrecht Janssen: Hermann Voßdorf. Der Mensch — Das Werk — Der Dichter. Richard Hermes Verlag, Hamburg. 228 Seiten. Broschürt 3,80 M.; in Ganzleinen mit Schmuckumschlag 5,50 M.

Albrecht Janssen, der treue und verständnisvolle Sachwalter von Hermann Voßdorfs literarischem Nachlaß, hat uns nun auch die bisher noch immer fehlende Biographie beschert. Er hat wie kaum ein zweiter das Werden und Wachsen des Dichters verfolgt, er hat auch den Menschen in seinem Wesen und seiner Eigenart zu ergründen versucht und immer wieder nach den geheimen Fäden gespürt, die unzertrennlich Wesen und Werk verbinden. So gibt er denn zuerst einen biographischen Teil, ein abgerundetes Lebensbild voll zahlreicher interessanter und weniger bekannter Einzelheiten, immer gestützt auf eigene Beobachtungen, authentische Aussagen der nächsten Freunde und auf den gesamten Briefwechsel des Dichters. Zum ersten Male erhalten wir hier auch eine unausföhrbare und unantastbare Analyse der nicht leicht zu fassenden Persönlichkeit des trankten Dichters. Manches, was hier zunächst nur angeschnitten oder kurz angedeutet werden konnte, ist dann in dem dritten Teil des Buches, in dem die dichterische Eigenart Voßdorfs unter die Lupe genommen wird, ausführlicher behandelt. Vor allem ist hier sein durch und durch niederdeutsches Wesen restlos überzeugend klargestellt und gezeigt worden, wie die gesamte Dichtung Voßdorfs mit all ihren Vorzügen und Schwächen bewußt und wesenhaft niederdeutsch ist. Auch auf verschiedenartig eingestellte Kritik über des Dichters Schaffen ist hier ohne falsche Rücksichtnahme und zugleich mit feinem Takt eingegangen worden. Ueberhaupt paaren sich in Janssens vortrefflicher Arbeit tiefes Verständnis, absolute Sachlichkeit, klares Urteilsvermögen ohne Ueberschwenglichkeiten nach der einen oder anderen Seite hin mit einem sicheren Gefühl für das Große und Bleibende in Voßdorfs Kunst. Die gleichen Vorzüge weist auch der umfangreiche mittlere Teil des Buches auf, der dem Werk des Dichters gewidmet ist. Neben ausführlichen Analysen der Dramen, einschließlich der Fragmente, hören wir hier zum ersten Mal Genanes und Wertvolles über ihre Entstehung, ihre etwaigen Vorbilder, Form und Idee; interessante literarische Parallelen werden gezogen, Aufführungen und Aufnahme der Werke werden gewürdigt, Licht und Schatten wird gerecht verteilt, so daß das Mindere versinkt und das Wertvolle um so klarer zutage tritt. Dasselbe gilt von den übrigen Dichtungsarten Voßdorfs; und hier ist es besonders dankenswert und erfreulich, daß Janssen einmal gründlich mit dem Vorurteil ausgeräumt hat, als sei Hermann Voßdorf kein Dyrker, womöglich sogar kein Ballabendichter gewesen. Die Ausführungen, in denen der Dichter hier der ihm gebührende Kranz gereicht wird, gehören zu den schönsten und wichtigsten Partien des Buches, das übrigens noch durch einen sorgfältigen bibliographischen Anhang, der manche interessante und wissenswerte Einzelheit festhält und registriert, eine willkommene Ergänzung erfahren hat.

Prof. Dr. Richard Dohse.

* „Vom Ahn zum Enkel“. Herausgegeben vom Arbeitsring für Stammespflege. Der 1927 gegründete Arbeitsring (mit dem Sitz in Otterndorf a. d. Niederelbe) hat zielbewußt den ersten Schritt in die Öffentlichkeit getan. Es ist eine durchaus naturgemäße Entwicklung, daß trotz der Anzahl von familienkundlichen Vereinigungen in Deutschland noch eine Arbeitsgemeinschaft im Lande Siedeln entstand; denn in diesem geschichtlich bedeutungsvollen Ländchen sind seit Jahrhunderten von den eingewanderten freien Bauern Stamm- und Ahnentafeln geführt und reiche familienkundliche Nachrichten überliefert worden, wie sie in dem Umfange in keinem andern Gebiete unseres Vaterlandes zu finden sind. Die Forschungsergebnisse werden jetzt durch die Zeitschrift weiteren Kreisen nutzbar gemacht und dürfen in unserm rein sächsischen Gebiete zwischen Niederelbe und Weser besonders begrüßt werden. Der Schriftleiter Gerhard Gerds gewährt zunächst einen Einblick in die Bedeutung der wertvollen Hadler Archive; W. Alend (Mindorf) bringt einen vorzüglichen Aufsatz über familienkundliche Arbeiten in der Wörde Landes und zeigt, warum und wie man solche Arbeiten unternimmt. Im weiteren bringt das erste Heft mehrere große Stamm- und Ahnentafeln, die für die Bevölkerungsgeschichte unseres Elbe- und Wesergebietes von großer Bedeutung sind.